

# Unsere Musiker

Autor(en): **Platzhoff-Lejeune, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574182>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bl. Schweiz  
18734.

Jda Zürcher.

## Unsere Musiker.

Nachdruck verboten.

### Vom siebenten schweizerischen Tonkünstlerfest in Neuenburg.

Mit zwölf Bildnissen.

Unsere schweizerischen Musiker haben es doch gut! Der Bund unterstützt ihr Schaffen. Der Verein schweizerischer Tonkünstler prüft ihre Werke, und, wenn sie einigermaßen brauchbar sind, führt er sie in Musteraufführungen bei der jährlichen Tagung dem Publikum vor. Zu diesen Jahresfesten eilen die Dirigenten und Musikkritiker der Schweiz und der Nachbarländer herbei. Der Chor der Feststadt müht sich mit der Einstudierung ihrer oft schwer zu singenden Werke. Ein geschultes Orchester läßt sich ihre Direktion gefallen. Ein von dem Stadtrat offeriertes Banfett vereinigt sie in gemüthlicher Intimität, Trinksprüche feiern ihre Verdienste, und die Presse verkündet am folgenden Tage ihr Lob.

Doch wir wissen es ja alle: dies ist nur die eine Seite der Sache. Der Musikerberuf ist in vielen, ja, in den meisten Fällen wie der Maler- und Dichterberuf ein glänzendes Glend. Von Hunderten bringen es vielleicht fünf zu angesehenen Stellungen, von zehn Komponisten hat ein einziger Erfolg. Stundengehen ist noch immer das Einträglichste. Welche tägliche Ermüdung und Entmutigung, welche Sorge und Qual gerade in diesem Zweige des musikalischen Berufes steckt, ahnen wir Nichtmusiker nur selten. Die fortgesetzte Beschäftigung mit unbegabten und launischen Schülern, die Sorge um die Erhaltung ihrer Mundshaft, die Notwendigkeit, durch Reisen in die Umgegend die Stundenzahl zu vermehren, macht aus dem Beruf des Klavierlehrers und Vereinsdirigenten kein beneidenswertes Los. Ich kenne Musiklehrer in kleinen Städten, die an zehn verschiedenen Orten Schüler und in fünf Nachbarstädten Vereine aufsuchen müssen. In der Stadt selbst haben sie gar nichts zu tun: sie bewohnen sie nur als Zentrum einer großen Peripherie! Die meisten haben so angefangen — und wie viele haben es nicht weitergebracht! Aus wie wenigen Geigerlein sind Orchesterdirigenten, aus wie wenigen Musiklehrern sind berühmte Solisten und Komponisten geworden! Da ist es den eifrig und mühevoll Strebenden von Herzen zu gönnen, wenn sie einmal im Jahre die Früchte ihres Schweißes genießen dürfen, sich brüderlich zusammensinden und ihre Werke zum Leben erwecken können! Mag es auch für viele bei dieser einen Aufführung bleiben: sie sind doch einmal gespielt und beklatscht worden; der Lorbeerkranz blieb auch nicht aus, und seine Blätter trocknen nun über dem Klavier ihres Studierzimmers. Ja, dabei soll es nicht bleiben: sobald der Verein schweizerischer Tonkünstler über größere Mittel verfügt, wird er nicht nur für die musikalische Ausbildung seiner Mitglieder sorgen und ihre Werke aufführen lassen, sondern ihnen auch zum Druck behilflich sein. Herz, was begehrt du mehr?

Gelegentlich des ersten Tonkünstlerfestes in Zürich im Jahr 1900 hat die „Schweiz“ schon eine ausführliche Uebersicht über die schweizerischen Musiker des neunzehnten Jahrhunderts gebracht.

Seitdem sind zu den guten alten soviel neue Namen gekommen, daß es unmöglich scheint, jedem eine kurze Charakteristik beizufügen. Wir beschränken uns darum auf die alleinige Erwähnung der schaffenden Künstler mit Ausschluß der Solisten und halten uns auch bei den Jüngern unter ihnen nur bei Namen auf, die schon mehrere, bedeutende Leistungen aufzuweisen haben.

#### I.

An erster Stelle wäre hier Friedrich Hegar zu nennen, wenn nicht der eben zitierte Aufsatz unserer Zeitschrift das Nötigste über ihn schon gesagt, wenn nicht gelegentlich seines Abschiedskonzertes in Zürich alle Schweizerblätter über sein Lebenswerk als Dirigent und Komponist schon referiert hätten<sup>1)</sup>. Zudem war er in Neuenburg nur mit einer allerdings glänzenden Kapellmeisterleistung vertreten: seine Vorführung der Hans Huberschen Symphonie „Der Geiger von Gmünd“ ward umso andachtsvoller und dankbarer angehört, als viele sich sagen mußten, daß sie ihn wohl zum letzten Mal mit dem Takstock in der Hand sehen. — Auch von Hans Huber war an dieser Stelle schon die Rede<sup>2)</sup>. Mit den drei Munzinger und J. Burgmeier bestätigt er den bewährten musikalischen Ruf des Kantons Solothurn; er ist vielleicht unter allen schweizerischen Komponisten der gründlichste und zugleich fruchtbarste, ein ernst, stiller und bescheidener Künstler von erstaunlicher Vielseitigkeit. Auch bei ihm ist jede weitere Vorstellung unnötig. Wer irgend musikalisch bei uns interessiert ist, weiß, was wir an Huber, dem Symphoniker, dem Kammermusiker und Lieberkomponisten haben: eine Kraft ersten Ranges, um die uns das Ausland beneidet. — Der Tod hat auch unter unsern Musikern Ernte gehalten: nach Eduard Munzinger ist Edggar, sein Bruder, dahingerafft worden<sup>3)</sup>. Ebenso ist Josef Burgmeier, den wir auf der Aargauer Jahrhundertfeier zum letzten Mal gehört hatten, von uns geschieden<sup>4)</sup>; in seiner Tochter Lisa, der bekannten Altistin, hat sein Talent eine schöne Auferstehung gefeiert.

Die andern Komponisten aus den ältern Jahrgängen sind grau geworden, und ihre Photographien stimmen nicht mehr recht mit der Wirklichkeit überein. Das gilt z. B. für Karl Munzinger, den Berner Musikdirektor, dem die Bundesstadt viele genutzreiche Abende, dem die Chormusik wertvolle Bereicherungen verdankt. Es gilt auch für Jacques-Dalcroze, den in Genf wirkenden Waadtländer, der sich außer einem Bändlein große europäische Erfolge geleistet hat. Emile Jacques-Dalcroze ist nur ein verschönernder Nom de guerre — ist der bekannteste, fruchtbarste und vielseitigste, vielleicht auch begabteste unter den wel-



Gustave Doret.



Emile Jacques-Dalcroze.

<sup>1)</sup> Hegars Bildnis finden unsere Leser in „Die Schweiz“ V 1901, 82. IX 1905, 490.

<sup>2)</sup> Vgl. „Die Schweiz“ V 1901, 83.

<sup>3)</sup> Für die drei Munzinger vgl. wiederum „Die Schweiz“ V 1901, 82.

<sup>4)</sup> Für J. Burgmeier vgl. „Die Schweiz“ V 1901, 85. IX 1905, 504.



Ernst Isler.

sehen Komponisten. Er hat sich im letzten Jahrzehnt, nicht zum wenigsten durch die „Propaganda der Tat“ seiner Gattin, der vorzüglichen Sängerin Mina Faliero, einen Welt-ruf erworben. Seine Lieder, melodisch, gefällig und leicht singbar, sind auch ins Deutsche übersetzt und in der Westschweiz schon zu Volksliedern geworden. Seine neue Gesangsmethode und seine „Kallisthenie“ (Gesangsvortrag mit individuellen Gesten) haben besonders in Genf und Basel glänzende Erfolge zu verzeichnen. Der Geigenvirtuose und leider auch Komponist H. Marteau hat sich an seinen Triumphkonzert in allen Weltstädten be-

liebt gemacht. Auch mit seinen Opern hat Jaques in letzter Zeit mehr Glück gehabt. Soviel Erfolg steigert natürlich nicht nur das Selbstbewußtsein, sondern auch die Fruchtbarkeit in unerlaubter Weise. Das Mittelmäßige und ganz Verfehlte drängt sich neben das Gute und Vorzügliche. Aber bis jetzt ist es Jaques noch nicht gelungen, sich seinen Ruhm durch minderwertige Schöpfungen zu schmälern, und wir wünschen ihm, er gebe sich dabei weniger Mühe. Seine in Neuenburg gegebene Tragédie d'amour ist ein ganz unglückliches Machwerk. Aber es gelangen ihm immer noch kleine Meisterstückchen, und der Komponist des Waadt-länder Jahrhundertfestspiels wird in der musikalischen Geschichte unseres Landes stets einen Ehrenplatz behaupten.

Die Welschen spielen im allgemeinen eine sehr hervorragende Rolle im Musikleben der Schweiz. Die Zeiten, da man sich Vereinsdirigenten, Musiklehrer und bei offiziellen Anlässen selbst Komponisten aus Deutschland verschreiben mußte, sind für die deutsche Schweiz seit etwa dreißig Jahren, für das Welschland seit einem Jahrzehnt endgültig vorüber. Nur was die Festmusiken anbetrifft, sind wir dem Auslande gegenüber noch tributpflichtig. Ebenso fehlt uns immer noch eine große, eidgenössische Musikschule (Konservatorium), die unsern Dirigenten und Solisten eine vollständige Ausbildung unter der Anleitung der besten Lehrkräfte in der Heimat ermöglichte. So kommt es nicht selten vor, daß unsere Musiker, im Auslande vorgebildet, auch im Ausland bleibend wirken, weil sich ihnen in der Heimat kein bedeutendes Arbeitsfeld bietet. Zu ihnen gehört Gustave Doret aus Nigle, der sich in Paris der musikalischen Kritik, der Orchesterleitung und der Komposition bestieigt. Das große Talent dieses Mannes hat sich vor aller Augen am Wingerfest in Yvis am deutlichsten offenbart<sup>5)</sup>. Aber auch seine Lieder, sein Oratorium, seine Chöre stellen ihn in die vorderste Reihe unserer Musiker. Wäre er nicht im Auslande ansässig und von einer sträflichen Bescheidenheit, so stände er im Musikleben Europas auf einer viel höhern Stufe. Die von der Opéra comique zu Paris angenommene Oper L'Armailli wird ihm vielleicht die Wege ebnen. Eine so vornehme Künstlernatur, die in heutzutage ganz seltenem Maße Selbstzucht übt und nur Reifes und sorgfältig Durchgearbeitetes gibt, hat wahrlich ein Anrecht auf die Bewunderung und Hochachtung der eigenen Landsleute. Oder wollen wir, einer alten übelen Gewohnheit treu, immer erst auf unsere großen Männer stolz sein, wenn das Ausland sie zu solchen gestempelt hat?

Von Volkmar Andrae, obgleich er im Neuenburgischen aufgewachsen ist und französischem Wesen nahesteht, weiß man weit

mehr in der deutschen Schweiz<sup>6)</sup>. Und doch sind es erst sieben Jahre her, daß wir seine erste Symphonie in Bern hörten, ein sonst tüchtiges Jugendwerk, das aber niemand zu besonders großen Hoffnungen berechnigte. Ein günstiger Zufall stellte den jungen Mann an die denkbar günstigste Stelle. Als Nachfolger Degars, zunächst als Chor-dirigent, dann als Kapellmeister, verstand es Andrae vermöge seines starken Temperamentes und seiner ungewöhnlichen Begabung sofort, die Aufmerksamkeit der weitesten musikalischen Kreise auf sich zu ziehen. Man wird seiner sehr modernen, dramatischen Interpretation auch der ältern Werke nicht immer mit Zustimmung, stets aber mit Interesse folgen. Ein so ausgesprochen musikalischer Charakter wird viel Widerspruch erfahren, aber ebensoviel begeisterte Zustimmung finden. Der Komponist Andrae steht noch nicht auf der Höhe des Dirigenten, scheint aber noch vieles zu sagen zu haben und macht schon jetzt nicht wenig von sich reden. Zu welcher Höhe dieser aufgehende Stern sich erhebt, können wir heute noch nicht ermessen.

Ist Andrae der Dramatiker, so ist Joseph Lauber<sup>7)</sup> der Lyriker unter unsern Musikern. Auch er stellt eine glückliche Mischung des germanischen und romanischen Elementes dar, ist aber stärker nach der französischen Seite orientiert als Andrae. Als Dirigent nicht hervorragend, ist er als Liederkomponist und Kammermusiker bedeutend. Auch sein großes, in Neuenburg gespieltes Orchesterkonzert für Violine verrät eine große musikalische Veranlagung, ein reiches, inneres Leben in der Tonwelt, ein glückliches Sichvergehen und ein selbiges Schwelgen in der Musik. Etwas mehr Konzentration, Kraft und Spannung wird aus diesem sympathischen und echten Talent noch Größeres werden lassen. Das konnte in Neuenburg auch sein Versuch der Vertonung alter Volkslieder (vom Basler Vokal-konzert meisterhaft vorgetragen) beweisen.

Liederkomposition ist ja überhaupt in unserer sangesfreundigen Schweiz eine dankbare Aufgabe, an der sich viele mit Glück versuchen. Georg Haesler<sup>8)</sup> hat es in dieser Richtung schon weit gebracht, obgleich er aller Modernität abhold scheint. Ernst Isler hat versucht, dramatisches Leben in ein Genre zu bringen, das sonst das Vorrecht ruhiger, stiller Entfaltung und zarter Wirkungen zu haben scheint. Seine „Duette“, die in Neuenburg eher abfiel, scheint uns, obgleich sie sich ins Maßlose verliert, doch eine Bürgschaft künftiger trefflicher Leistungen. Nimmt man dazu seine hervorragende Stellung als Musikkritiker und Organist, so wird man künftig den Namen Isler nicht mehr ignorieren können.

Noch intensiver, ja fast ausschließlich beschäftigt sich mit Kirchenmusik der Bündner Otto Barblan, der nur für sein unvergeßliches Calvenfestspiel eine Ausnahme gemacht hat. Drei kleine Orgelkompositionen gefielen in Neuenburg ungemein. Was er als Orchesterdirigent der geistlichen Konzerte Genfs leistet, kann hier nur eben angedeutet werden. Die Art seiner schöpferischen Betätigung bringt es mit sich, daß er neben seinem Instrument verschwindet — Grund genug, ihn besonders zu erwähnen.

Noch weniger geschätzt und in weitem Kreise noch weniger bekannt als die Orgelkomponisten sind die Musiktheoretiker und -historiker. Ihr Verzicht auf jedes praktische Wirken als Komponisten



Otto Barblan.



Peter Faßbänder.



Edouard Combe.



Fritz Brun.

<sup>5)</sup> Vgl. „Die Schweiz“ IX 1905, 417, wo die Autoren des Winger Festspiels.

<sup>6)</sup> Andraes Bildnis von Ernst Wirtentberger i. „Die Schweiz“ IX 1905, 491.

<sup>7)</sup> Vgl. „Die Schweiz“ V 1901, 83.

<sup>8)</sup> Vgl. „Die Schweiz“ VII 1903, 214.



Ernest Bloch.

tische Demonstrationen unter Mitwirkung von Virtuosen, sowie endlich durch die Einführung in eine französisch verfasste Musikgeschichte (die erste!) um die wissenschaftliche und historische Seite seiner Kunst große, längst nicht genug anerkannte Verdienste erworben.

## II.

Ueber die Jüngern möchten wir uns kurz fassen. Der Umstand, daß einer einmal ein hübsches kleines Werk zerbrochen hat, daß er einen Gesangverein leitet und Harmoniestunden gibt, ist noch kein Anrecht auf die Unsterblichkeit. Und doch: vielleicht in keinem andern Berufe so stark als in diesem nötigst der brutale Kampf ums tägliche Brot bedeutende Musiker in untergeordnete Stellungen. Die Sorge um ihr Auskommen schmiedet sie an die Sklaventafel des Stundengebens; denn, ach, gerade die niedersten Funktionen des Musiklehrers sind am besten bezahlt, und ihre höchste Leistung, das Komponieren, ist selten mit Gewinn, häufig mit Kosten verbunden. Ehre allen, die es in ermüdbender Tagesarbeit dennoch wagen mit eigenen Werken hervorzutreten, die sich zu persönlichem Schaffen die Kraft und den Realismus bewahrt haben!

Wer die kleinen Biographien, die man in dem Programmhefte der schweizerischen Musiker findet, aufmerksam studiert, wird zwischen den Zeiten deutlich genug den Kampf herausfühlen, den sie bei der Verfolgung ihres Zieles zu bestehen hatten. Die Vernunft und der väterliche Wille bannt sie in irgendeine vielleicht einträgliche, aber niedere Stellung. Einer war Dreher, ein anderer Handlungsgehilfe, ein dritter Journalist, ein vierter Heilsarmeevolk, ein fünfter praktizierender Arzt, ein sechster Theologe, ein siebenter Landwirt. Aber die Musik ließ sie nicht los. Allen Widerständen, allen Warnungen zum Trotz, brachen sie die Stäbe des goldenen Käfigs, um frei zu sein für die Musik. Das Festprogramm erzählt uns nicht, ob keiner es bereut hat. Es verrät ebenso wenig, ob die Sklaverei des Stundengebens und Dirigierens nicht ebenso hart ist wie die der Drehbank, der sonntäglichen Predigt, des Pflugs oder des Ladentischs. Amiel sagt einmal, in Gesellschaft müsse man immer so aussehen, als lebe man daheim herrlich und in Freuden, als gäbe es keine Sorge und Not, keinen Streit und keine Mühe. Diesen Eindruck machen auch unsere Musiker auf ihren Festen. Leider wissen wir, daß diese gehobene Stimmung nicht die alltägliche ist; aber wir dürfen uns ihrer doch herzlich freuen und ein wenig stolz sein auf die fleißigen und mutigen Männer, die im harten Lebenskampfe das ideale Banner der Kunst hochzuhalten und an ihren Festtagen glorreich zu entfalten standen.

Walter Courvoisier.

Es war zu Neuenburg das sie-

bente Fest in sieben Jahren. Der ersten Zürcher Tagung im Jahr 1900 war die zweite in Genf, die dritte in Bern, die vierte in Aarau, die fünfte in Basel (gemeinsam mit dem Tonkünstlerverein aus dem Reich), die sechste in Solothurn gefolgt. Hatte man anfangs geglaubt, zu jährlichen Festen mit großem Orchester und Chor das nötige Programmmaterial und die Kosten nicht aufbringen zu können — die Feste von Aarau und Solothurn boten nur Kammermusik — so hat der rasch aufblühende Verein seitens der Komponisten sowie Einwendungen und aus den Konzertstädten soviel Unterstützung erhalten, daß die Veranstaltung eines jährlichen großen Festes nun gesichert scheint. 1907 wird Luzern unter der Leitung Musikdirektors Peter Fasbänder (der sich in Neuenburg mit einer frischen Symphonie hören ließ) die schweizerischen Musiker beherbergen; dann würde die Reihe wieder an einer welschen Stadt, vermutlich Lausanne, sein.

Abichtlich wurde es in einer Zeitschrift ohne musikalischen Fachcharakter vermieden, das Leergedächtnis mit Namen zu belegen, die nicht ganz im Vordergrund stehen. Inmerhin erfordert die Gerechtigkeit und die Rücksicht auf unsern Bilder-



Woldemar Pahneke.

schmuck wenigstens die Erwähnung noch einiger anderer Musiker, denen wir auf den Jahresfesten nicht zum ersten Mal begegneten. Da ist Édouard Combe, der eigentliche Gründer des Vereins, ein Komponist feiner, farbenprägender Chorwerke (diesmal Verlaines Moisson) und symphonischer Dichtungen, nebenbei ein gewandter und geistreicher Schriftsteller in musikalischen und andern Dingen; seinen charakteristischen Kopf wird keiner so bald vergessen, der ihn einmal gesehen hat. Besonderes Merkmal: Mann sehr liebenswürdig und gemütlich, aber auch recht kühl und grob sein. Da ist ferner Fritz Brun vom Konservatorium in Bern, eine große, melancholische Gestalt, am Dirigentenpult eine riesenhafte Erscheinung mit gewaltigen Gesten, sonst ein grüblerischer Kopf, gequält im musikalischen Ausdruck, aber interessant, zumal für die Fachgenossen. Da ist weiter Ernest Bloch aus Genf, ein Mephistophelesgestalt

mit orientalischem Typus, gewandt, klug, aber noch zu äußerlich und spielerisch. Da ist Paul Benner, ein Neuling auf den Programmen, der sich aber mit einem religiösen Chorwerk gut vorgestellt hat. Es ist überhaupt auffallend, wie sehr die religiöse Musik wieder in den Vordergrund der Interessen tritt. Es hängt das mit einer ganzen Kulturströmung zusammen, die eine Vielgeschmähte wieder in ihre Rechte einsetzt. Pierre Maurice, das kleine, feine Genfer Aristokratengesichtchen<sup>9)</sup>, der Schöpfer des Oratoriums „Jephthas Tochter“, in seinem Schaffen ebenfalls stark nach der Kirchenmusik neigend, war diesmal leider nicht vertreten. Woldemar Pahneke, der Geiger, der seiner Sache allzu sicher ist, meint dagegen alle Jahre etwas schicken zu müssen. Diesmal hatte er eine Sonate mit sehr bequemem Violinpart, während seine vorzügliche Begleiterin, Frau Chéridjian-Charrey aus Genf, sich am Klavier entsetzlich plagen mußte. Der Basler Walter Courvoisier scheint ebenfalls von seiner Zukunft als Komponist das Höchste zu erwarten, hat aber unzweifelhaft mit der Vertonung von Carl Spitteler's „Olympischem Frühling“ ein tüchtiges Talent bewiesen. Der Glarner J. Ehrhart, mit zwei ansprechenden Weihnachtsliedern gut vertreten, hatte sich durch sein Entgegenkommen zum Liebling seines Damenchores zu machen verstanden. Wenigstens sah man nach seinen

<sup>9)</sup> Vgl. „Die Schweiz“ V 1901, 87.



Paul Benner.



Jacques Ehrhart.

Noch die meisten klatschenden Hände auf dem Podium, und beim Bankett umschwärmten ihn Autographenjägerinnen mit offenen Albums.

Sehr lustig und sehr reich war es, die Herren ihre Werke selbst dirigieren zu sehen. Die berufsmäßigen Kapellmeister unter ihnen entledigten sich ihrer Aufgabe natürlich in normaler Weise. Die andern aber waren ein bald unsagbar fürchterlicher, bald unglücklich komischer Publikt. Dieser schwang den Stock wie ein General den Säbel zur Attacke; jener wehrte die Flut der Töne mit erschrockener Gebärde von sich ab. Ein anderer machte Knie- und Mumpfsbeugen, Armitrecken und Kopfsneigen. Wieder andere sanken in sich zusammen, sprangen plötzlich in die Höhe, schwammen auf den Wellen der Töne, wiegten sich tanzend im Rhythmus, zeichneten mythologische Figuren in die Luft, stachen wütend ins Leere und fischten die Töne verzweifelt aus dem Aether heraus, um darii schweißtriefend mit tiefer Verbeugung den Lohn von einem dankbaren Publikum zu ernten, das ohne Ansehen der Person Gutes wie Böses hinnahm und seinen Beifall regnen ließ über Gerechte und Ungerechte. Ich scherze; die Sache hat aber auch ihre ernste Seite. Es ist keine Kleinigkeit für einen jungen Musiker, sein Erstlingswerk aus der Taufe zu heben, und die Gesten, die dazu benötigt sind, scheinen ihm unsäglich gleichgültig gegenüber der Sorge, daß alles sinne und nach Wunsch zusammenklinge. Gut dirigieren ist die Hauptsache; wer auch schön dirigiert, bietet neben dem musikalischen

Genuß dem Auge etwas. Große Dirigenten haben darauf stets gesehen. — Alles in allem sind unsere Tonkünstlerfeste ein Unternehmen geworden, das sich nicht nur eingelebt hat und gewohnheitsmäßig fortgeführt wird, sondern das geradezu ein Bedürfnis für die Schaffenden sowohl, als auch für ihre Interpreten und das Publikum geworden ist. So haben die Musiker ihre feste Organisation in der Schweiz. Ihren Jahresfesten stehen die Jahresausstellungen der bildenden Künstler zur Seite. Nur die Dichter haben sich noch nicht zusammengetan. Man liest einander wenig, man kennt einander kaum, und das mag seine guten Seiten haben. Gleichwohl träumen wir manchmal von einer gemüthlichen Zusammenkunft im Sommer — vielleicht vorläufig mit Ausschluß des Publikums — zu der die Schriftsteller aus Ost und West zusammenkämen, um einander aus ihren Manuskripten etwas vorzulesen. Eine freundschaftliche Diskussion in aufrichtigem Meinungsaustausch könnte folgen, die Presse nähme davon Notiz, das Publikum würde aufmerksam, die Verleger böten sich an. . . O, ich höre sie schon, die zahllosen, wohlbegründeten Einwürfe gegen diesen Plan! Sie sind auch vor ihrer Vereinsgründung den Malern und den Musikern gemacht worden, und die Erfahrung hat sie niedergeschlagen. Der Dichter ist natürlich „ganz etwas anderes“. Trotzdem — es gibt Träume, die sich nicht umbringen lassen! Fremden wir uns einstweilen an dem Erfolg unserer bildenden Künstler und unserer Komponisten, die sie zur Wirklichkeit gemacht haben!

Ed. Platshoff-Bejeune, Bern.

## Staatsgefangene auf der Festung Harburg anno 1803.

Mit Abbildung \*).

Nachdruck verboten.

Die Zeit der Helvetik war voll von politischen und sozialen Ideen, die für damals mehr einen idealen als wirklich realisierbaren Charakter hatten. Auch an hochtönenden Phrasen fehlte es nicht. Nach einer jahrhundertlang bestanden, ja allerdings längst veränderten Staatsordnung mit einem ausgesprochenen Kantonesentum wiegten sich die Schwärmer für eine neue Ordnung in dem Wahngedank, es brauche nur eine vollständige Zertrümmerung des Alten, um das Volk glücklich zu machen; aber dieses Volk war für den vollständigen Umsturz alles Bestehenden, zumal da dies nicht uneigennützig durch das Machtwort des Auslandes und durch fremde Waffen ins Werk gesetzt werden sollte, nicht zu haben, es war dazu nicht reif. Es fehlte dem Volke das Gefühl und das Verständnis der Notwendigkeit einer so plötzlichen, alles überstürzenden Umgestaltung. Darum konnte die Helvetik dem Lande die Beruhigung und den so notwendigen innern Frieden nicht geben. Die Schweiz wurde der Kriegsschauplatz der fremden Mächte, sie war der stets glühende Herd innerer Unzufriedenheit und das Versuchsfeld von Umstürzbewegungen.

Kaum war im Frühjahr 1802 das Regiment Nedings durch die Unitarier gestürzt worden und hatten die Sieger verjucht, das Auler wieder zu ergreifen, da wurden sie von ihrer besten Stütze, von den ausländischen Bajonetten im Stich gelassen. Der erste französische Konsul rief die immer noch in unserem Lande stehenden weischen Truppen gemäß seiner im Frieden von Luneville übernommenen Verpflichtung aus der Schweiz zurück. Da erhoben sich allerorts die Gegner des bestehenden Regiments. Die Häupter kamen in Schwyz zu einer Taggung zusammen und inszenierten einen allgemeinen Volksaufstand gegen die unnationale, verhasste Gewalt. Zu schnellem Siegeslaufe versuchten die Aufgestandenen die Truppen der helvetischen Regierung nach Westen und machten ihr auch dort den letzten Fußbreit Erde streitig. Da mischte sich der Gewaltige von Paris neuerdings in die schweizerischen Verhältnisse ein. Durch eine nicht mißzuverstehende Proklamation gebot er beiden Parteien, die Waffen niederzulegen und Frieden zu halten. Er erklärte seinen festen Willen, dem Schweizervolke eine solche Staatseinrichtung zu geben, die für die bestehenden Verhältnisse die angemessenste sei. Damit niemand an Grundsatz des Befehls des fremden Machthabers zweifle, rückten sofort von allen Seiten her französische Truppen in die Schweiz ein und besetzten das Land. Der erste Konsul wollte auch dem leistungsfähigsten, seine Pläne zu durchkreuzen, entgegentreten.

\* Der schöne Kupferstich, dem das Bild der Gefangenen von Harburg entnommen ist, rührt von Stecher Falckstein her; er ist Eigentum des Herrn Stadtrat Hegner-Hirzel in Baden.

Darum ließ er, um einzuschüchtern, ohne die helvetische Regierung darum nur im geringsten zu begrüßen, diejenigen Männer, denen er vertraute, daß sie sein Beginnen laut mißbilligen werden, gefangen nehmen. Dieses Schicksal traf am 10. und 11. November 1802 den Landammann Moys Neding von Schwyz und seinen Freund L. Aufdermaur, später General in niederländischen Diensten, den a. Seckelmeister Caspar Hirzel und a. Ratsherrn Meinhard von Zürich, a. Landammann Zellweger von Trogen, a. Landammann Würsch von Unterwalden, Ex-Senator Neding und alt Untervogt Baldinger von Biden, a. Gerichtsherrn Hartmann von Thunstetten und Landvogt Mathys von Chur. Alle diese Herren wurden auf die Festung Harburg in Haft gebracht. Alt Oberzunftmeister Andreas Merian von Basel hatte sich der Verhaftung durch die Flucht entziehen können. Die Berner Gesinnungsgenossen zogen es vor, sich rechtzeitig zu unterwerfen, und so blieben sie vor weiteren Tribulationen verschont. Zwei Tage später wurde Meinhard, der von der Munizipalität Zürich zum Abgeordneten an die nach Frankreich berufene helvetische Konsulta gewählt worden war, wieder freigelassen. Auch die beiden Badener Neding und Baldinger konnten nach zehntägiger Haft die Festung wieder verlassen. „Wir kämpften eine Zeit lang,“ schreibt Baldinger, „ob wir von unserer Freiheit Gebrauch machen oder das Los unserer teuern Gefährten noch ferner teilen wollten; denn wir hatten nicht nur soeben frohe Tage mit jenen edeln Vaterlandsfreunden verlebt, sondern wir hielten selbst unsere Gefangenschaft für eine ehrenvolle Auszeichnung, bei der ich vielleicht allein noch den kränkenden Gedanken hatte, dieselbe nicht in dem Maße wie die übrigen verdient zu haben.“ Auch Hartmann und Mathys scheinen ihre Freiheit bald wieder erlangt zu haben. So blieben als Opfer der fremden Tyrannei auf der Festung Harburg fünf Männer zurück: Neding, Hirzel, Aufdermaur, Würsch und Zellweger. Ihre Erlösungsstunde schlug erst nach vier Monaten, nachdem die Mediationsverfassung festgesetzt war. Während dieser langen Zeit haben es Mitglieder der helvetischen Konsulta in Paris nicht an Versuchen und Bemühungen für die Freilassung der Gefangenen von Harburg fehlen lassen; es ist ausdrücklich bezeugt, daß die Zürcher Abgeordneten sich zweimal in der Angelegenheit an den Minister Talleyrand und einmal direkt an den ersten Konsul gewendet haben. Alles ohne Erfolg. Uebel scheinen die würdevollen Herren auf der Festung nicht behandelt worden zu sein. Dazumal zeugt schon der oben zitierte Brief des Untervogts Baldinger. Der Kupferstich (63,5 : 48 cm) stellt die Fünf in 25 cm hohen Gestalten in ihren Schlafrocken um einen Tisch herum sitzend und sitzend dar.

B. Fricker, Baden.